

Zu den folgenden Kapiteln über Privat- und Kaiserporträts (S. 153-234) gab es bereits brillante Vorarbeiten aus der Feder der Koordinatorin (P. León, *Retratos romanos de la Bética*, Sevilla 2001). Das Spektrum reicht von der Zeit der späten Republik bis in das 3. Jh. n. Chr. Neben bereits bekannten Stücken, die in öffentlichen Sammlungen aufbewahrt werden, sind auch Büsten und Köpfe in andalusischem Privatbesitz der Forschung erschlossen. Hervorzuheben sind beispielsweise eine Reihe von Bildnissen von teilweise hervorragender Qualität, die heute der Öffentlichkeit unzugänglich sind, aber offenbar von ein- und demselben Fundplatz stammen, möglicherweise einer reichen Landvilla bei Axati (Lora del Río, Sevilla: Abb. 229, 234-237, 259-260, 325-326). Männliche Toga- und weibliche Gewandstatuen (S. 235-273), Reliefplastik aus Marmor und lokalen Steinsorten (S. 277-305), insbesondere Sarkophage (S. 306-319) sowie dekorative Plastik (S. 320-367) runden den gelungenen Überblick ab.

Leider ließ es die Konzeption der Reihe nicht zu, dass Anmerkungen gesetzt werden konnten, so dass die schnelle Suche nach weiterführender Literatur für den

Leser schwierig ist. Band 1 enthält eine thematisch ungegliederte, nach Autorenalphabet geordnete Gesamtbibliografie, die diese Suche zu einem Geduldspiel macht, in Band 2 ist die angegebene Literatur immerhin nach Kapiteln geordnet.

Insgesamt handelt es sich bei den beiden besprochenen Bänden aber um inhaltlich und auch ästhetisch hervorragende Publikationen, die für die nähere Zukunft Handbuchcharakter haben werden. Dem Fachmann wie dem interessierten Laien wird ein profunder Einblick sowohl in den in ausgezeichneter Qualität dokumentierten Denkmälerbestand als auch den aktuellen Stand der Forschung präsentiert. Solche Einblicke sind ansonsten aufgrund der oft nur in spezialisierten Bibliotheken zugänglichen Publikationen zur römischen Archäologie der Iberischen Halbinsel nur mühsam zu gewinnen. Der Koordinatorin und den Autoren darf man zum Erscheinen des gelungenen Werkes ebenso gratulieren wie der herausgebenden Fundación Focus-Abengoa. Auf den dritten Band darf man sich bereits jetzt freuen.

*Markus Trunk, Trier*

Jeffrey Spier, **Late antique and early Christian gems.** Spätantike - Frühes Christentum - Byzanz. Reihe B, Studien und Perspektiven 20 (Dr. Ludwig Reichert Verlag, Wiesbaden 2007). 221 S., 155 Taf. ISBN 978-3-89500-434-6. Gebunden, € 198,00.

Das Sammeln und Bewundern kostbarer geschnittener Edelsteine und Siegelringe hat eine lange, bis in die Antike zurückreichende Tradition. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dieser besonderen Materialgruppe erreichte bereits in der Renaissance einen ersten Höhepunkt, die Faszination der kleinen Kunstwerke ist bis heute ungebrochen. Fast ebenso alt ist jedoch die Tradition, spätantike Gemmen nicht für sammelwürdig und wissenschaftlich interessant zu halten. Hierzu gehören besonders Steine mit frühchristlichen, aber auch jüdischen Bildthemen oder Inschriften. Griechische Gemmen und solche der römischen Kaiserzeit waren mit ihrer reichen paganen Bilderwelt und künstlerisch wie handwerklich oft herausragenden Qualität für Sammler weitaus interessanter als die ohnehin wenigen spätantiken Stücke, was wiederum zur Folge hatte, dass vermutlich besonders viele frühchristliche Stücke verloren gegangen sein dürften. In seiner Einleitung skizziert Jeffrey Spier sehr anschaulich fünfhundert Jahre Forschungsgeschichte auf dem Gebiet der spätantiken Gemmen, von der kaum dokumentierten Entdeckung und dem fast vollständigen Verlust des

Schmucks aus dem Grab der Maria, Ehefrau des Kaisers Honorius, im Bereich des Petersdoms über die Funde aus den römischen Katakomben bis zu bekannten französischen, englischen und italienischen Sammlern der folgenden Jahrhunderte. Noch im 20. Jh. sind zahlreiche Sammlungen in verschiedenen Ländern entstanden, so dass der Autor feststellen kann, der größte Teil der hier vorgelegten Gemmen sei vor den 1950er Jahren noch unbekannt gewesen. Als Anliegen des Buches formuliert er den Wunsch „that the present volume will provide a basis for the further study of what is in fact a substantial body of material pertaining to late antiquity, early Christianity and Judaism“ (S. 9). Hierzu wurden zahlreiche bekannte wie auch unpublizierte Stücke in akribischer Kleinarbeit zusammengetragen, die sich in öffentlichen wie auch privaten Sammlungen befinden, ergänzt durch verschollene, in der Literatur belegte Exemplare, die im Katalog gleichwertig eingefügt werden. Somit wird in der Tat eine Materialgruppe übersichtlich vorgestellt, die im Hinblick auf die Entstehung christlicher Kunst und Ikonografie sehr aufschlussreich ist.

Das erste Kapitel legt die Gründe und Anhaltspunkte für den Niedergang der klassischen Tradition des Gemmenschneidens in der Spätantike dar, der bereits ab der zweiten Hälfte des 3. Jhs. fassbar ist. Mehreren zehntausend erhaltenen Gemmen früherer Zeit stehen hier weniger als tausend erhaltene, überzeugend spätantik zu datierende Stücke gegenüber. Der Verfall

der Steinschneidekunst im ganzen Reich zeigt sich jedoch im späten 3. und 4. Jh. auch im häufig nachlässigen „Finish“ der Gemmen unter Beibehaltung traditioneller Formen und Materialien. Die Gravuren werden „less modeled and more linear“ (S. 13). Manchmal werden die Rückseiten alter Gemmen benutzt, woraus sich schließen lässt, dass neue Rohsteine selten wurden. Bilder und Inschriften wurden traditionellerweise negativ geschnitten, so dass sie im Abdruck zu betrachten waren. Dies ändert sich jetzt, die Bilder werden so geschnitten, dass sie direkt auf dem Stein zu betrachten sind. Im 4. Jh. zeigen sich zudem deutliche Veränderungen im Materialgebrauch: Lange Zeit beliebte Steine wie Karneol und Jaspis werden durch ungewöhnlichere (und z. T. schwerer zu bearbeitende) Steine wie Amethyst und Saphir ergänzt oder sogar ersetzt, wobei der traditionelle „Nicolo“ – ein Achat mit schwarzer unterer und hellerer, blauer oder grauer oberer Schicht – weiter gern gebraucht wird, ebenso wie Granat, der später zum bevorzugten Stein für Einlegearbeiten wird.

Als mögliche Gründe für den Produktionsrückgang führt der Autor zurückhaltend sowohl Veränderungen in der Mode als auch die generelle instabile Lage des Römischen Reiches an. Am Ende des 3. Jhs. scheinen fein geschnittene Steine nicht mehr aktuell gewesen zu sein, stattdessen kamen große und mit Münzen besetzte Ringe in Mode; hinzu tritt eine veränderte Praxis im Gebrauch von Siegeln. Die Gemmenproduktion hörte aber nicht ganz auf, vor allem in der ersten Hälfte des 4. Jhs. finden sich zahlreiche Kaiserbildnisse, aber auch Privatporträts und zunehmend auch völlig neue Bildthemen mit christlichem Hintergrund.

Interessanterweise sind aus dem sassanidischen Reich Gemmen in großer Zahl erhalten, wobei die Produktion mit dem Aufstieg der Sassaniden im späten 3. Jh. beginnt und ihren Höhepunkt offenbar im 5. und 6. Jh. erreicht, und auch im byzantinischen Osten ist im 5. und 6. Jh. ein Wiederaufleben des Gemmenschneidens zu beobachten.

Im Zusammenhang mit der Umarbeitung heidnischer Gemmen, dem christlichen Gebrauch von Siegelringen und Clemens von Alexandrias Hinweisen zu angemessenen Bildthemen stellt sich umgekehrt auch die Frage nach dem Fortleben explizit heidnischer Gemmen, die den Autor bekennen lässt: „the greatest failure of this study is its inability to recognize pagan gems of the late antique period, assuming they did exist“ (S. 15).

Über die Gemmen hinaus, die den Mittelpunkt der Studie bilden, nimmt Spier drei wichtige Vergleichsgruppen in den Band auf: Ringe ohne Edelsteine mit direkt in das Metall gravierten christlichen und jüdischen Bildmotiven, Bleiplomben und eine Gruppe von Glas-

anhängern, deren Herstellung in Syrien oder Kleinasien angenommen wird.

Der eigentliche Katalogteil des Bandes verknüpft die Einträge zu den Stücken jeweils mit einer übergreifenden Auswertung und zeitlichen Einordnung der thematisch und stilistisch gegliederten Gruppen. Ein großer Teil der besprochenen Gemmen, Amulette und Ringe findet sich in den ansprechend gestalteten Tafeln mit hochwertigen Schwarzweißfotografien wieder. Hier hätte es den Gebrauch des Werkes zusätzlich erleichtert, die wenigen Stücke ohne Abbildung im Katalogteil entsprechend zu markieren. In der typologischen Einordnung der vorgestellten Gemmen orientiert sich der Autor an dem für den englischen Sprachraum durch Martin Henig (*A corpus of Roman engraved gemstones from British sites, British archaeological reports 8, Oxford 1974*) vorgelegten Formenschema, das sich entsprechend in der internationalen Gemmenliteratur bewährt hat. Umsichtig und zu Recht mahnt er zur Vorsicht bei der zeitlichen Einordnung, da Gemmen aus datierbaren Kontexten selten sind und stets berücksichtigt werden muss, dass gerade diese Materialgruppe äußerst gern wiederverwendet und auch umgearbeitet worden ist. Da eine Datierung aufgrund stilistischer wie formaler Merkmale dennoch in vielen Fällen plausibel ist, gerade im Vergleich mit Porträtgemmen, wird im Katalog besonders großer Wert auf die Beschreibung der Formen und der Materialien der Steine gelegt, wobei unklar bleibt, ob diesen eine gemmologische Untersuchung oder wohl in den meisten Fällen ein Sichtbefund zugrunde liegt.

Das zweite Kapitel, das sinnvollerweise an den Anfang des Kataloges gestellt ist, widmet sich den spätantiken Porträtgemmen, die eine wichtige Datierungshilfe auch für andere Stücke darstellen. Der Autor verweist hier auf ein Forschungsdesiderat, indem er vermerkt, leider fehle bisher eine eingehende Studie von Porträts auf Gemmen (S. 17). Ein Schwerpunkt liegt auf den konstantinischen Steinen, die mit der staatlichen Förderung von Handwerkern verschiedener Berufe in Verbindung gesetzt werden, aber auch einige metallene Einlagen, sogenannte „Metallgemmen“, finden sich in diesem Kapitel als aufschlussreiches Referenzmaterial (Nr. 35-69). In das späte 4. und 5. Jh. wird eine Gruppe von Porträtgemmen datiert, die mit der fast ausschließlichen Verwendung von Granat den angesprochenen Materialwandel verdeutlicht; in das späte 5. Jh. gehören drei westgotische Porträts.

Im dritten Kapitel sind Gemmen des 3. und 4. Jhs. mit christlichen Inschriften und Monogrammen zusammengestellt, die beispielsweise den Namen Jesu oder das Christogramm XP tragen, während das folgende Kapitel Gemmen mit christlichen Symbolen wie Fisch, Anker, Taube etc. enthält und exakt aufgliedert. An

vielen Stellen wird deutlich, dass pagane Motive durch eine nachträgliche Beischrift christlich umgedeutet wurden und somit eine Einordnung schwierig ist, wenn eine solche Beischrift nicht vorhanden ist. Bei der Verknüpfung der Datierung der Gemmen mit den Ringformen beachtet Spier sorgfältig, dass eine Gemme weit früher entstanden sein kann als der Ring, in dem sie gefasst ist. Der gebotenen Knappheit der Tafeln ist wohl anzulasten, dass auch hier – wie in der Gemmenliteratur üblich – oft nur der Stein abgebildet wurde, nicht jedoch der komplette Ring, was besonders bei schwer zugänglichen Stücken in Privatbesitz ebenso wie eine immerhin knappe Beschreibung wünschenswert wäre.

Das fünfte Kapitel widmet sich dem beliebten Motiv des Guten Hirten in seiner christlichen Verwendung, das sechste versammelt narrative Szenen wie Noah, die Opferung des Isaak, Daniel und andere biblische Errettungs- und Heilsgeschichten. Spier weist besonders auf die erstaunlich frühen Darstellungen der Kreuzigung hin (Nr. 443-447), die er im Gegensatz zu anderen Autoren aus stilistischen Gründen nicht viel später als 300 n. Chr. datieren möchte (S. 74).

Der zahlreichen erhaltenen magischen Gemmen haben sich in den letzten Jahren einige Arbeiten angenommen, hier konzentriert sich das siebte Kapitel konsequent auf die Exemplare in christlichem und jüdischem Umfeld. Die wenigen magischen Gemmen, die christliche Elemente wie den Gottesnamen für heidnische Magie nutzen, werden den zum Gebrauch durch Christen oder Juden angefertigten gegenübergestellt. Hier betont der Autor, dass zwischen der durch die Kirche getadelten Verwendung paganer magischer Worte und Rituale einerseits und der Anrufung Gottes und der Heiligen andererseits, die überhaupt nicht als Magie betrachtet wurde, unterschieden werden muss.

Eine Werkstatt des späten 5. Jhs., die Granatgemmen herstellte, ist in Konstantinopel zu vermuten, während die Gemmenproduktion offenbar im übrigen Römischen Reich nahezu verschwunden war. Ihr werden im achten Kapitel Glasgemmen zur Seite gestellt, die wohl etwas später zu datieren, aber stilistisch mit ihr zu verknüpfen sein dürften.

Das neunte Kapitel enthält sehr unterschiedliche Gemmen hoher Qualität des 5. bis 7. Jhs., hierunter auch eine Gruppe ungewöhnlich großer Achate mit einer dem Kaiserhof nahestehenden Ikonografie. Außergewöhnlich ist auch die Verwendung von Hämatit für eine große Serie von Gemmen mit christlichen Bildthemen im zehnten Kapitel, da dieser metallisch glänzende Stein üblicherweise eher für magische Amulette verwendet wurde.

Kapitel 11 schreibt eine Gruppe christlicher Amulette einer Werkstatt aus dem syrisch-palästinensischen Raum zu. Da die Gravuren eher geritzt als tatsächlich graviert scheinen, ist zu vermuten, dass die Hersteller wohl keine echten Gemmenschnneider waren und darum auch ausschließlich weichere Materialien verwendeten. Auf den Amuletten finden sich griechische und hebräische Inschriften sowie diesen ähnliche Pseudoinschriften. Im zwölften Kapitel sind ebenfalls keine eigentlichen Gemmen, sondern syrische Bergkristallanhänger des 6. bis 7. Jhs. versammelt, die meist Szenen aus dem Leben und Wirken Jesu zeigen und ikonografisch eng mit byzantinischem Schmuck dieser Zeit verwandt sind, aber auch stilistische Parallelen zu sassanidischen Gemmen aufweisen. Das 13. Kapitel enthält Gemmen aus Jaspis und Karneol, die der Autor aus stilistischen Gründen einer Werkstatt zuschreibt und unter großem Vorbehalt ebenfalls in das 6. oder 7. Jh. datiert.

Den Kameen des 3.-7. Jhs. ist das 14. Kapitel gewidmet. Der Rückgang nach dem 3. Jh. ist bei diesen in erhabenem Relief geschnittenen Steinen ebenso zu bemerken wie bei Intaglien, eine Ausnahme bilden jedoch Inschriftenkameen, die weiterhin hergestellt wurden und Namen oder Wünsche wiedergeben. Anhand großer Kameen mit kaiserlicher Ikonografie wie dem Belgrader Kameo, dem Trierer Ada-Kameo oder auch der Opferung des Isaak aus der Sammlung Sommerville fasst der Autor behutsam zusammen, wie schwierig eine Datierung möglicherweise spätantiker Kameen ist und wie weit die Meinungen in der Forschung auseinandergehen.

Einen großen geschlossenen Komplex bilden christliche Gemmen aus dem Reich der Sassaniden, die im 15. Kapitel behandelt werden. Diese stellen lediglich einen kleinen Teil der großen Fundmenge mittelpersischer Gemmen anderer Glaubensrichtungen dar, mit denen sie Stil und Sprache teilen. Der Autor versucht hier eine Zusammenstellung als Synthese zwischen ikonografischen und epigrafischen Merkmalen, was sinnvoll erscheint. Sie sind wohl nicht vor dem 5. Jh. zu datieren, einige weisen auch in das 6.-7. Jh. Zu den sassanidischen Gemmen gehören sowohl solche mit Bildern und Inschriften aus persischer Tradition als auch einige Stücke mit syrischen Inschriften sowie eine Gruppe konisch geformter Siegelsteine, überwiegend aus Bergkristall, die in der zweiten Hälfte des 7. Jhs., kurz nach der arabischen Eroberung, gefertigt worden sein könnten.

Im Hinblick auf die in Kapitel 16 enthaltenen jüdischen Gemmen wird auf den interessanten Aspekt hingewiesen, dass einige der in Quellen überlieferten, von Juden benutzten Siegel mit Fisch, Palmzweig oder Schiffsmast den christlichen entsprechen. Andere durch Funde belegte Bildelemente sind die Menorah,

das für das Laubhüttenfest gebrauchte Palmbündel Lulav und die Zitrusfrucht Etrog. Die Katalogeinträge zu magischen jüdischen Gemmen enthalten die transkribierten hebräischen und griechischen Inschriften und Pseudoschriften. Sehr hilfreich ist die Listung einiger nachsasanidischer Gemmen (Nr. 998-1002; 8.-12. Jh.) im Vergleich zu jüdischen sassanidischen Stücken, um die Unterschiede zu verdeutlichen.

Da den im Kapitel 17 als Falschzuweisungen, Fälschungen und unsichere Stücke ausgesonderten Exemplaren jeweils ein X vorangestellt ist, lassen sie sich auch im Tafelteil sicher identifizieren. Besonderes Augenmerk richtet Spier auf eine Fälschergruppe, die er vor allem in Beirut lokalisiert und für nach wie vor aktiv hält.

Äußerst nützlich erscheinen die Anhänge, die ebenfalls in Katalogform gravierte Ringe, Bleisiegel und Jaspisgemmen mit Monogrammen behandeln. Dem Autor ist nur zuzustimmen, wenn er bemerkt, dass Ringe mit christlichen Symbolen zwar in recht großer Zahl bekannt, jedoch bisher nur oberflächlich bearbeitet worden seien (S. 183). Auch im vorliegenden Band strebt die Liste keineswegs Vollständigkeit an, sondern soll lediglich einen Einblick in die verschiedenen Un-

tergruppen dieser Ringe geben, die christliche Inschriften, Symbole oder Monogramme tragen. Der Vorzug wurde hierbei vor allem Stücken mit bekanntem Fundort gegeben.

Die äußerst knapp gefasste Darstellung der Bleiplomben konzentriert sich auf Exemplare mit christlichen Darstellungen wie dem Christogramm oder biblischen Themen. Diese Materialgruppe verdient ebenfalls intensive wissenschaftliche Bearbeitung. Nicht nur in diesem Teil des Kataloges wäre bei Stücken in Privatbesitz eine Angabe des Landes nützlich, in dem sich die entsprechende Sammlung befindet.

Der dritte Anhang mit den Gemmen aus rotem Jaspis mit Monogrammen, die der Autor nicht in das 4. Jh. oder noch später, sondern in das 3. Jh. datiert, ist ein letztes Beispiel für die umsichtigen und stets begründeten Datierungsvorschläge dieses Buches. Mehrere hilfreiche Indizes beschließen den umfangreichen und bis auf wenige Tippfehler äußerst sorgfältig gestalteten Band, der die Reihe um eine wichtige und, wie deutlich wird, bisher zu Unrecht wenig beachtete Materialgruppe bereichert.

Dorothea Hübner, Trier

Olaf Schneider, **Erzbischof Hinkmar und die Folgen**. Der vierhundertjährige Weg historischer Erinnerungsbilder von Reims nach Trier. Millennium-Studien 22 (Verlag Walter de Gruyter, Berlin 2010). XII, 469 S. ISBN 978-3-11-020056-0. Gebunden, € 98,00.

In seiner 2005 in Frankfurt a. M. bei Johannes Fried abgeschlossenen und nun im Druck erschienenen Dissertation zeichnet Olaf Schneider am Beispiel der in der Trierer Bischofsreihe fest etablierten Bischöfe Milo und Liutwin eindrucksvoll nach, wie Geschichtsbilder entworfen und im Zuge „publizistischer“ Auseinandersetzungen den jeweiligen Zielvorstellungen angepasst wurden, ehe sie sich derart verfestigten, dass sie zum Teil noch heute Bestand haben.

Den Ausgangspunkt der Studie bildet das imposante politisch-literarische Werk Erzbischof Hinkmars von Reims (845-882). Die gezielt negative Darstellung Karl Martells in den Schriften Hinkmars ist bereits vor geraumer Zeit in der Forschung herausgearbeitet worden. Schneider gelingt es nun in akribischer Auswertung der vorliegenden Quellen, die von Hinkmar konstruierten Zusätze und Wertungen in den verschiedenen Überlieferungsschichten zu extrahieren und auf dieser Grundlage die sukzessive Entwicklung eines zweifachen Dualismus in den Schriften Hinkmars vor dem Hintergrund jeweils aktueller politischer Ereignisse

nachzuweisen. Der Reimser Erzbischof hatte offenbar ein klares Konzept vor Augen, als er Karl Martell und Milo, den Veruntreuer von Reimser Kirchengut, mit König Karlmann (768-771) und Bischof Tilpin von Reims (gest. ca. 794) als positiven Gegenbildern kontrastierte. Mit der Schaffung dieses Dualismus, der sich in seinen Schriften zunehmend herauskristallisierte, verfolgte Hinkmar nicht zuletzt die Restitution entfremdeten Kirchenbesitzes. Dabei sah er sich selbst in der Tradition des auf diesem Gebiet erfolgreich agierenden Bischofs Tilpin, während er von König Karl dem Kahlen (840-877) erwartete, dass dieser sich ebenso für die Belange der Reimser Kirche einsetzte, wie dies einst Karlmann getan habe. Dass sich das von Hinkmar entworfene Bild der Reimser Kirche des 8. Jhs. bereits um die Mitte des 10. Jhs. im kollektiven Gedächtnis durchgesetzt hatte, legt die von Flodoard verfasste Reimser Kirchengeschichte nahe, die Hinkmars Darstellung übernimmt.

Sowohl für die Reimser als auch für die Trierer Kirche von Interesse ist die überwiegend negativ konnotierte Person Milos, der den Reimser und den Trierer Bischofsstuhl usurpiert und Kirchengüter verschleudert haben soll. In einem eigenen Kapitel, dessen Untertitel „Die Konstruktion eines Erzbischofs“ lautet, widmet Schneider sich nach einer kritischen Überprüfung der wenigen einschlägigen zeitgenössischen Quellen, ins-